

Inklusive Naturschutzethik

30 Jahre und (k)ein bisschen weiter

Uta Eser

Statler: Well, that was different.

Waldorf: Yep. Lousy...

Both: ...but different!

(The Muppet Show)

Zwischenrufe vom Balkon

Seit dreißig Jahren beackert Thomas Potthast, »*biologist turned philosopher*«, das weite Feld der Biowissenschaften mit philosophischen Mitteln. Ob Evolution, Gentechnologie oder Bioökonomie – mit dem scharfen Schwert von Analyse und Kritik werden versteckte Werturteile und verborgene Interessen zu Tage gefördert und so einer fruchtbaren Auseinandersetzung zugänglich gemacht. Sein besonderes Interesse – und zugleich dasjenige, das uns beide verbindet – gilt einem Gebiet, das in den biologischen Fakultäten eine eher marginale Rolle spielt, für die Sicherung einer lebenswerten Zukunft jedoch eine umso größere: dem Naturschutz. Akademische Lorbeeren lassen sich in diesem Randgebiet der Biowissenschaften zwar kaum gewinnen. Dafür stellen sich hier, im Grenzgebiet zwischen Biologie, Politik und Ethik, noch jede Menge drängender Fragen, die zu klären Anliegen der Naturschutzethik ist.

Den Naturschutz ethisch besser zu fundieren, ihn argumentativ zu stärken und damit auch politisch seine Erfolgsaussichten zu verbessern – das waren die Ziele, mit denen wir uns 1993 frisch diplomiert an unsere Dissertationsvorhaben gemacht haben. Im Hinblick auf diese hehren Absichten hätte ich an dieser Stelle gerne eine Erfolgsgeschichte geschrieben:

Biologische Vielfalt erfreut sich in Deutschland einer hohen Wertschätzung als wesentlicher Bestandteil der Lebensqualität und ist

Voraussetzung für ein gesundes und erfülltes Leben. Dies drückt sich im alltäglichen, eigenverantwortlichen Handeln aus. (BMU 2007, 61)

Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so. Die zitierte Vision der *Nationalen Strategie zur Biologischen Vielfalt* ist offenkundig längst noch nicht gesellschaftliche Wirklichkeit. Während ich diesen Text schreibe, geht im kanadischen Montreal die sogenannte »Weltnaturkonferenz«¹ zu Ende. Euphorisch vermelden die Medien: »Durchbruch in Montreal. Die Welt hat ein Naturschutzabkommen« (Krumenacker 2022), und die Bundesumweltministerin verkündet zufrieden: »Die Staatengemeinschaft hat sich dafür entschieden, das Artenaussterben endlich zu stoppen« (BMUV 2022).

Wer 1992 den ersten »Erdgipfel« im brasilianischen Rio de Janeiro hoffnungsvoll verfolgt und das damals verabschiedete *Übereinkommen über die biologische Vielfalt (CBD)*² als längst überfällige Modernisierung des Naturschutzgedankens für das 21. Jahrhunderts begrüßt hat (Eser 2018), reibt sich angesichts solcher Lobeshymnen verwundert die Augen. Sind wir wieder (oder immer noch) da, wo wir vor 30 Jahren angefangen haben? Hatte die Weltgemeinschaft nicht schon längst beschlossen, den Verlust der biologischen Vielfalt zu stoppen? Wollten die Vertragsstaaten nicht spätestens 2020 einen umfassenden Schutz der biologischen Vielfalt gewährleisten?³ Und nun feiert man ein »neues Naturschutzabkommen«? Warum nur ruft denn keiner: »Der Kaiser ist ja nackt«?

Solche wenig erbaulichen Gedanken geben wahrlich keinen guten Stoff ab für eine Festschrift. Es sei denn ... man erinnert sich mit einem Schmunzeln an die Tiraden der grauhaarigen Alten aus der *Muppet Show*. Die beiden Grantler auf dem Balkon haben an allem und jedem etwas auszusetzen und lassen kein gutes Haar an den Darbietungen. Und dennoch verfolgen und kommentieren sie von ihrer Loge aus allwöchentlich das Geschehen.

Wenn es um Naturschutz und Ethik geht, ertappe ich mich immer häufiger bei einem ähnlichen Gebaren. Leidenschaftlich und voller Ungeduld

¹ Es handelt sich dabei um die 15. Vertragsstaatenkonferenz im Rahmen des Übereinkommens über die biologische Vielfalt, kurz COP 15 (s. BMUV 2022)

² CBD = Convention on Biological Diversity

³ Der Strategische Plan der CBD (2011–20) legt hierfür 17 detaillierte Ziele, die sog. Aichi Targets fest, siehe <https://www.cbd.int/sp/targets/>

fühle ich mich dem Geschehen auf der weltweiten Biodiversitätsbühne verbunden – und bin doch selten damit zufrieden. Weder praktisch noch begrifflich scheint es mir voran zu gehen. Auch wenn sich manches geändert hat: Wirklich besser ist nur wenig geworden. Ich möchte daher meinem Rückblick auf 30 Jahre Naturschutzethik nicht die Form eines philosophischen Arguments geben, sondern in die Rolle von Statler und Waldorf schlüpfen. Nicht minder ernsthaft, aber dennoch mit einem Augenzwinkern adressieren meine Zwischenrufe vom Balkon vier Phänomene, die Anlass zu Irritation geben:

- Die Wissenschaftsorientierung der Politik
- Den integrativen Ansatz der Agenda 2030
- Den »relational turn« der Nachhaltigkeitsforschung
- Die Kehrtwende in der Biodiversitätskommunikation

Die Wissenschaftsorientierung der Politik

»Gerade Artenschutz hat eine starke ethische Komponente und kann demzufolge in erheblichem Umfang *nicht* aus naturwissenschaftlichen Daten abgeleitet werden.« – So hieß es in einem Gutachten zu unserem Antrag auf Förderung des Forschungsprojekts *Die Bedeutung der Ökologie für Bewertungsfragen im Naturschutz: Eine kritische Analyse normativer Implikationen biologischer Theorien*. Obwohl das Vorhaben »viel zu breit angelegt« und der Fokus auf die Neophytenproblematik »wenig geeignet, ja sogar nahezu abwegig« sei, wurde unser Vorhaben letztendlich doch im Rahmen des *Förderschwerpunkts Biotop- und Artenschutz* des BMBF gefördert: Eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit den Wertmaßstäben des Naturschutzes sei »dringend erforderlich und von hoher Bedeutung sowohl für die Wissenschaft als auch für den praktischen Naturschutz«.

Uns ging es damals um eine kritische Verhältnisbestimmung nicht nur von (Natur-)Wissenschaft und (Naturschutz-)Politik, sondern auch von Wissenschaft und Gesellschaft im Allgemeinen. Ausgangspunkt war die Beobachtung, dass die sogenannte Umweltkrise seit den 1970er Jahren einerseits zu einer Moralisierung der Ökologie und andererseits zu einer Ökologisierung der Ethik geführt hatte. Die Sorge, dass die Ökologie als

vermeintlich wertfreie Naturwissenschaft nicht frei ist von werthaftern Einträgen, die dann als Zirkelschluss wiederkehren, sobald man ökologische Einsichten normativ wendet, war die wesentliche Triebfeder unserer Forschung. Wie sich Naturschutz als gesellschaftliche Praxis zu Wissenschaft und Ethik verhält, war die Frage, die wir klären wollten. Die Titel unserer Dissertationen, *Die Evolution und der Naturschutz* (Potthast 1999) sowie *Der Naturschutz und das Fremde* (Eser 1999), legen von diesem Anspruch Zeugnis ab.

Methodisch bedienten wir uns einer Heuristik des Verdachts. Wir begaben uns in wissenschaftlichen Texten auf Spurensuche (Hard 1995) und fahndeten in ökologischen und evolutionsbiologischen Beiträgen nach den erkenntnisleitenden Interessen (Habermas 1968). Der Reduktionismus der Biowissenschaften war uns ebenso verdächtig wie die von ihnen genährte Illusion einer technischen Verfügbarkeit von Menschen und Natur.

Solche emanzipatorisch motivierte Wissenschaftskritik scheint heute in weite Ferne gerückt. »*Listen to the sciences*« lautet das Gebot der Stunde. Als könne »die Wissenschaft« uns allein kraft ihrer objektiven Wahrheit den Weg zeigen aus gesellschaftlichen Naturverhältnissen, die ganz wesentlich Herrschaftsverhältnisse sind: nicht nur von Menschen über die Natur, sondern auch, und vor allem, von Menschen über Menschen. Ja, Umweltpolitik ist ohne ein Verständnis der kausalen und systemischen Zusammenhänge nicht möglich. Aber: Wissenschaftliches Wissen ist nur notwendig, aber längst nicht hinreichend, um die große gesellschaftliche Transformation anzustoßen, derer es zum Wohle von Menschen und Natur bedarf. So sehr die Leugnung wissenschaftlicher Tatsachen dem Ergreifen notwendiger Maßnahmen im Wege stehen kann: Dass die Wissenschaft im Kampf gegen Klimawandel und Artensterben so fraglos nicht nur mit dem Wahren, sondern auch mit dem Guten identifiziert wird, halte ich – wie eh und je – für problematisch.

Der integrative Ansatz der Agenda 2030

Ein zentrales Anliegen unserer Naturschutzethik war es, die Fokussierung der umweltethischen Debatte auf die Frage nach ihrer anthropo- oder physiozentrischen Grundlage kritisch zu hinterfragen. »Nicht *der Mensch* bewohnt diesen Planeten, sondern *Menschen*.« – Diese Betonung menschlicher Pluralität durch Hannah Arendt (1958) war programmatisch für unseren

inklusive Ansatz. Der Naturschutz, so unsere Überzeugung, hat es weniger mit Konflikten zwischen »dem Menschen« und »der Natur« zu tun als mit Konflikten zwischen unterschiedlichen Menschen, die Natur in unterschiedlichen Weisen nutzen oder schützen wollen. Menschliches Wohlergehen ist auf so vielfältige Weise mit dem Zustand der Natur verbunden, dass es nicht sinnvoll ist, Mensch und Natur auf der Begründungsebene gegeneinander auszuspielen. Zur Überwindung des Gegensatzes von anthropo- und physiozentrischen Ethikkonzeptionen haben wir damals den Begriff der inklusiven Ethik vorgeschlagen:

Inklusive Ethiken betrachten den Menschen stets im Kontext der Natur. Einerseits hängen Menschen als Bedürfniswesen von der Natur ab, andererseits hängen viele Schutzobjekte des Naturschutzes von menschlicher Pflege ab. Damit steht in diesem Ansatz die Beziehung zwischen Mensch und Natur im Mittelpunkt der Begründung; die Entscheidung, ob Mensch oder Natur in den Mittelpunkt gehören, erübrigt sich. (Eser und Potthast 1999, 48)

Die sogenannte Umweltkrise darf nicht zum Anlass genommen werden, humanitäre Anliegen zugunsten des Naturschutzes aufzugeben. Vielmehr geht es darum, gesellschaftliche Naturverhältnisse in einer Weise zu verändern, die »den Bedürfnissen der heutigen Generation entspricht, ohne die Möglichkeiten künftiger Generationen zu gefährden, ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen und ihren Lebensstil zu wählen« – so die berühmte Brundtland-Definition einer nachhaltigen Entwicklung (Hauff 1987).

Unserem Ansatz einer inklusiven Umweltethik entspricht heute auf der praktischen Ebene der integrative Ansatz der Agenda 2030. Die von den Vereinten Nationen beschlossenen 17 Ziele einer nachhaltigen Entwicklung betonen ebenfalls, dass es weder nötig noch möglich noch sinnvoll ist, dass Wohl von Menschen und Natur gegeneinander auszuspielen. Humanitäre und ökologische Ziele sind nicht nur gleichrangig, sie bedingen sich auch gegenseitig. Die dauerhafte Bekämpfung von Hunger und Armut erfordert es, sich um Wasser, Klima und die Lebewesen im Wasser und an Land ebenso zu kümmern wie um Bildung, Gesundheit und Geschlechtergerechtigkeit. Und die dauerhafte Bewahrung der biologischen Vielfalt verlangt nicht nur Maßnahmen im Bereich der Bildung, des Wirtschaftens und

der Infrastruktur, sondern auch den Abbau sozialer Ungleichheit und die Sicherung von Frieden und starken Institutionen.

Vor diesem Hintergrund gibt ein besonders gefeierter Aspekt des »neuen Naturschutzabkommens« Anlass zur Verwunderung: das 30-by-30-Goal. Das im Vorfeld heftig umstrittene, schlussendlich aber doch durchgesetzte Vorhaben, bis zum Jahr 2030 mindestens dreißig Prozent der Land- und Wasserflächen unter Schutz zu stellen, stellt das Gegenteil einer inklusiven Herangehensweise dar. Es kann als Ausdruck eines überkommenen dichotomischen Verständnisses von Mensch und Natur gelesen werden, das Natur dort am besten geschützt sieht, wo Menschen aus ihr ausgeschlossen werden. Damit fällt der Beschluss meines Erachtens hinter den integrativen Ansatz der Agenda 2030 zurück.

Der »Relational turn« der Nachhaltigkeitsforschung

Der Schutz der Natur »um ihrer selbst willen« gehört ganz wesentlich zum Selbstverständnis des Naturschutzes. Für viele Naturschutzengagierte stellt der »Eigenwert« der Natur *das* ethische Argument schlechthin dar, im Unterschied etwa zu funktionellen, ökonomischen oder ästhetischen Gründen. In Anbetracht der erheblichen philosophischen und politischen Schwierigkeiten, mit denen die Idee eines moralischen Selbstwerts der Natur konfrontiert ist, war es uns wichtig, hier zur terminologischen Klärung beizutragen. Die in der Broschüre »Naturschutzethik« vorgenommene Unterscheidung zwischen Gebrauchswert, Selbstwert und Eigenwert der Natur griff etablierte philosophische Debatten auf und machte sie für die Naturschutz-Praxis verständlich:

Gebrauchswert: Natur ist wertvoll, weil sie bestimmten Zwecken oder Zielen von Menschen dienlich ist.

Selbstwert: Natur ist »an sich« wertvoll, auch ohne dass Menschen sie wertschätzen.

Eigenwert: Natur ist wertvoll, weil Menschen eine nicht an Nutzung interessierte *Beziehung* zu ihr haben, sie also »um ihrer selbst willen« wertschätzen. (Eser und Potthast 1999, 103)

Während der Begriff des Selbstwerts eine *moralische* Anerkennung der Natur zum Ausdruck bringen soll, ist die Kategorie ›Eigenwert‹ *relational* bestimmt. Hier geht es um ästhetisch, biographisch, historisch oder kulturell bedingte Formen der Wertschätzung bestimmter Naturelemente. Wichtig war uns, deutlich zu machen, dass der Wert der Natur für Menschen nicht instrumentell verkürzt werden darf. Natur ist eben nicht nur ein unentbehrliches Mittel für menschliche Zwecke wie Nahrung, Kleidung oder Behausung, sondern auch Gegenüber, zu dem unterschiedliche Menschen unterschiedliche Arten von Beziehungen unterhalten.

Heute spielt die Kategorie der relationalen Werte im internationalen Diskurs über biologische Vielfalt eine zentrale Rolle. Insbesondere im Zuge der Gutachten des Weltbiodiversitätsrats, IPBES (n. d.), haben sie weltweite Aufmerksamkeit erfahren (Chan, Balvanera und Turner 2016). Sie sind mittlerweile als wesentliche Ergänzung zur langjährigen Kontroverse um instrumentelle versus intrinsische Wertschätzung dauerhaft etabliert (Chan, Gould und Pascual 2018). Aufgrund ihrer hohen Motivationskraft gelten relationale Werte als Haupttriebkraft für einen wirksamen Naturschutz (Knippenberg et al. 2018). Manche sprechen inzwischen sogar von einem »relational turn« der Nachhaltigkeitswissenschaft, der einen Paradigmenwechsel darstelle (West et al. 2020). Wer schon 1999 die Beziehung zwischen Mensch und Natur in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt hat, fragt sich zwar etwas erstaunt, wann und wo dieser »turn« erfolgt sein soll. Festgehalten werden kann gleichwohl, dass sich mit einer relationalen Perspektive die notorische Frage nach der »-zentrik« der Umweltethik endgültig erübrigt.

Die Kehrtwende in der Biodiversitätskommunikation

Mein letzter Zwischenruf gilt dem Begriff »Biodiversität«, der den Naturschutzdiskurs in den letzten 30 Jahren dominiert hat wie kaum ein anderer. Erfunden wurde *biodiversity* als Kurzform von *biological diversity* von engagierten Biolog*innen, die damit nicht nur das Artensterben auf die politische Agenda setzen, sondern zugleich auch ihren eigenen Einfluss auf den politischen Prozess sicherstellen wollten (Eser 2001). Für Laien unanschaulich und schwer verständlich, stellte der Begriff von Anfang an eine Herausforderung für die Kommunikation dar. Schon bei den Verhandlungen im Vorfeld des Übereinkommens über die biologische Vielfalt mussten die

wissenschaftlichen Expert*innen die übrigen Delegierten mühsam davon überzeugen, dass nicht »Naturschutz«, sondern »Biodiversität« das angemessene Wort sei. Seither mühen sich Akteur*innen der Umweltbildung und Umweltkommunikation ab, den sperrigen Begriff in Politik und Gesellschaft zu etablieren. Die *Nationale Strategie für die biologische Vielfalt* hatte im Jahr 2007 das Ziel festgelegt, bis 2015 die Bedeutung der biologischen Vielfalt »fest im gesellschaftlichen Bewusstsein zu verankern« (BMU 2007).

Umso erstaunlicher ist, dass in den Verlautbarungen zur COP15 von Biodiversität nicht mehr die Rede ist, sondern von »Weltnaturkonferenz« und »Naturschutzabkommen« (BMUV 2020). Offensichtlich hat sich bei den für die Kommunikation Verantwortlichen die Einsicht durchgesetzt, dass der Begriff *Natur* für die meisten Menschen wesentlich anschaulicher ist als das Abstraktum *Biologische Vielfalt*. Für eine erfolgreichere Ansprache der Bevölkerung ist die terminologische Kehrtwende mit Sicherheit gut.

Zu beachten ist aber, dass mit der Betonung des Schutzgedankens die anderen Anliegen der CBD nicht aus dem Blick geraten dürfen: die *nachhaltige Nutzung* der biologischen Vielfalt und die *gerechte Verteilung* der damit erwirtschafteten Gewinne. Die biologische Vielfalt kann (und muss) nicht nur in Schutzgebieten geschützt werden, sondern auch außerhalb. Sie nachhaltig zu nutzen bedeutet, auch in land- und forstwirtschaftlich genutzten Flächen sowie auf Verkehrs- und Siedlungsflächen Naturschutzbelange zu berücksichtigen. Politisch erfolgreich kann Naturschutz nur dann sein, wenn die damit verbundenen Lasten und Vorteile national wie international gerechter verteilt werden als bisher. Gemessen an ihrer großen Bedeutung, nehmen Fragen sozialer und globaler Gerechtigkeit im Naturschutzdiskurs immer noch viel zu wenig Raum ein.

Ein bisschen weiter

Mit der Anerkennung relationaler Werte ist die unproduktive Frontstellung zwischen anthropo- und physiozentrischen Begründungen aufgebrochen. In dieser Hinsicht sind wir heute ein kleines Stück weiter. Eine wirklich inklusive Perspektive auf den Naturschutz stellt jedoch nach wie vor ein Desiderat dar. Sie müsste ihren Blick nicht nur auf das Verhältnis zwischen Menschen und Natur richten, sondern viel mehr als bisher auf die unterschiedlichen Lebensweisen, Bedürfnisse und Werte unterschiedlicher Men-

schen. Angesichts multipler Machtverhältnisse muss eine inklusive Naturschutzethik es sich nach wie vor zur Aufgabe machen, den Stimmen Gehör zu verschaffen, die sonst im politischen Raum wenig Beachtung finden.

Literatur

- Arendt, Hannah. 1958. *The human condition*. Chicago: University of Chicago.
- BMU (Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit). 2007. *Nationale Strategie zur biologischen Vielfalt*. Berlin.
- BMUV (Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, nukleare Sicherheit und Verbraucherschutz). 2022. »Weltnaturkonferenz. CBD COP 15.« Zugriff am 03. Februar 2023. <https://www.bmu.de/cbd-cop15>.
- Chan, Kai, Patricia Balvanera und Nancy Turner. 2016: »Why protect nature? Rethinking values and the environment.« *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 113 (6): 1462–1465.
- Chan, Kai, Rachelle Gould und Unai Pascual. 2018. »Editorial overview. Relational values. What are they, and what’s the fuss about?« *Current Opinion in Environmental Sustainability* 35: A1–A7.
- Eser, Uta. 1999. *Der Naturschutz und das Fremde. Ökologische und normative Grundlagen der Umweltethik*. Frankfurt: Campus.
- Eser, Uta. 2001. »Die Grenze zwischen Wissenschaft und Gesellschaft neu definieren. Boundary Work am Beispiel des Biodiversitätsbegriffs.« In *Berichte zur Geschichte und Theorie der Ökologie und weitere Beiträge zur 9. Jahrestagung der DGOTB in Neuburg a. d. Donau 2000*, herausgegeben von Ekkehard Höxtermann, Joachim Kaasch und Michael Kaasch, 135–152. Verhandlungen zur Geschichte und Theorie der Biologie 7. Berlin: VWB.
- Eser, Uta. 2018. »Naturschutz und Naturbeziehung. Naturschutzargumente im Wandel.« *Natur und Landschaft* 93 (9/10): 465–467.
- Eser, Uta und Thomas Potthast. 1999. *Naturschutzethik. Eine Einführung für die Praxis*. Baden-Baden: Nomos.
- Habermas, Jürgen. 1968. *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Hard, Gerhard. 1995. *Spuren und Spurenleser. Zur Theorie und Ästhetik des Spurenlesens in der Vegetation und anderswo*. Osnabrück: Rasch.

- Hauff, Volker, Hrsg. 1987. *Unsere gemeinsame Zukunft. Weltkommission für Umwelt und Entwicklung*. Greven: Eggenkamp.
- IPBES (Intergovernmental Science-Policy Platform on Biodiversity and Ecosystem Services). n. d. <https://ipbes.net>.
- Knippenberg, Luuk, Wouter de Groot, Riyan van den Born, Paul Knights und Barbara Muraca. 2018. »Relational value, partnership, eudemonia. A review.« *Current Opinion in Environmental Sustainability* 35: 39–45.
- Krumenacker, Thomas. 2022. »Durchbruch in Montreal. Die Welt hat ein Naturschutzabkommen.« *Riffreporter*, 19. Dezember 2022. <https://www.riffreporter.de/de/umwelt/biodiversitaet-cop15-cbd-montreal-abkommen-natur-un-einigung>.
- Potthast, Thomas. 1999. *Die Evolution und der Naturschutz; Zum Verhältnis von Evolutionsbiologie, Ökologie und Naturethik*. Frankfurt: Campus.
- West, Simon, L. Jamila Haider, Sanna Stålhammar und Stephen Woroniecki. 2020: »A relational turn for sustainability science? Relational thinking, leverage points and transformations.« *Ecosystems and People* 16 (1): 304–325.